

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 1

Artikel: Im Vaterhaus
Autor: Jülg, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bert sind alle Wege. Die Felsen sind verwunschene Schlösser geworden und die Seen in der Tiefe hellseidene Lächer, von Seen gewoben und zur Freude aller zwischen die dunkel beschatteten Hänge gebreitet. Wie verwandelt ist die Welt. Die großen Linien sind Herr geworden. Die kleinen Details verschwinden. Das Spiel von Hell und Dunkel schafft phantastische Formen. Man fühlt sich gehoben; man steht überwältigt.

Am nächsten Morgen erlebt der so Bezauberte eine Überraschung. Sie tut weh und will einem nicht in den Sinn. Denn auf einmal entdeckt man: die Wiesen sind ihres Schmuckes beraubt. Das Gras ist gemäht. Freilich; eines ist gewonnen: man spaziert nun ungehindert über die gewellten Flächen, gradaus, quersfeld-ein, und es ist ein köstliches Wandern. Tausend Wege haben sich für einen aufgetan.

Schöne Punkte und Ziele winken im Fern von allen Seiten. Wer gemächliches Schlendern vorzieht, wählt die schattigen Pfade des Silser Kurvereins. Wen die Höhen locken, der steigt auf die Marmore und den Muott ota. Die Anstrengung ist nicht groß, der Preis ein ungeahnter. Hier schließt sich das Haupttal der Seen in verblüffender Weise auf, und die Klarheit der Luft läßt auch die feinsten Spitzen erkennen. Zu einer solchen Schau gehört auch der blaue Himmel des Engadins, und wenn man, et-

wa auf der Forcla Surlej, alles so schön beisammen hat, darf man sich im Besitz des Größten und Herrlichsten wähnen, was die Natur von ihren Schätzen darzubieten hat. Das letzte und höchste Glück spart sie auf in der Ewigschneewelt des Palü oder der Bernina.

An einem stillen Morgen schlug ich im Schatten einer Lärche den letzten Band Gedichte Hermann Hesses auf. Ich fiel auf die feierlichen Verse der „Andacht“. Sie könnten im Fern geboren sein.

Was Menschen wollen,
Das führt zu Blut und Schuld und Schlachtenrollen.
Wer dich, Natur, erst fand,
Dem wird zur heiligen Heimat jedes Land
Und jeder Mensch verwandt.

Wind weht und Wasser fällt
In aller Welt,
Und blaue Luft und Meerkrystall
Ist überall.
Goldwolke zart am Horizont
Und sanfter Mond,
Tierschrei im Wald, gedehntes Seegestade,
Vogelgezirp, Berg, Birken, Felsenpfade —
Das ist mein Schatz, ist meines Herzens Gut,
Mein Seelentrost, in dem sich's sicher ruht.

Miß keine Schuld an andrer Schuld!
Miß dich und deinen Schritt
An der Natur unendlicher Geduld;
Sie trägt dich mit.
Bei ihr sei du zu Haus,
Und Abend trifft und Morgen
Dich fährdelos geborgen
Im Vaterhaus.

Das Vaterhaus.

Von Bernhard Jülg.

In Bozen, in der Altstadt, gibt es einen merkwürdigen Durchgang von der Berggasse bis unter die Tuchlauben — quer durch ein weitläufig gebautes Haus, treppenauf, treppenauf, über Gänge und Söller und längs fein gearbeiteter Eisengeländer.

Die fröhlich hämmernden Silberschmiede sind längst aus ihrer Gasse fortgezogen und haben ihr nur den hellklingenden Namen zurückgelassen, einen Namen, den sie nun sehr still in spätere Zeiten hinüberträgt und den sie jetzt mit den klaren Linien des vielhundertjährigen Mercantilpalastes, mit der Kostbarkeit mancher Torbögen, einem zierlich verschörkelten Türmchen und einem kühlen Licht auszudrücken scheint, welches aus einem geraden, genug breiten Streifen Himmel auf das weißgraue Pflaster herabfällt.

Die Tuchlauben dagegen leben geräuschvoll

aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, nichts Wesentliches hat sich verändert, die Tuchläden stehen noch immer in langer Reihe, der alte Bretterboden widerhallt von vielen eiligen Schritten, wie einst.

Sonderlich und etwas verwirrend ist es nur, aus dem großen Haus auf diesen Bretterboden zu treten, als wäre es ein Zimmer, kindheitsvertraut und fremd, ein Zimmer und auch eine Straße, enge, doch fehlen auch die Wände, leer auf einen Augenblick und dann voller Menschen, die einander weiterdrängen.

Der wunderliche Durchgang nun, welcher aus der schlafenden Berggasse herüberführt, kann wie eine Traumbrücke zwischen zwei Zeiten wirken — einer toten und einer lebenden Vergangenheit — und auf dieser Brücke standen wir einmal, mein Freund und ich, gelehnt über ihr geschmiedetes Geländer, und wir blickten

in einen düsteren Hof hinunter und längs schön geschwungener Treppenbögen in immer lichtere Räume hinauf. — Auch gab es in diesem Stiegenhaus ein Fensterpaar, das uns wie zwei dunkle großaufgeschlagene Augen anschaute — und mein Freund, welcher gerne ausdrucksvolle Dinge mit Menschen und Schicksalen zu verbinden pflegte — „hier mußte einmal“ — begann er, und dann las er langsam von den grauen Wänden die Geschichte herab, welche ich nacherzählen will, so gut ich kann.

Eines dieser Häuser gehörte seit Jahrhunderten einem reichen Kaufmannsgeschlecht. Von den Lauben aus trat man in den Laden, in ein großes Tuchgeschäft. Hier wurde in redlicher und emsiger Arbeit der Reichtum erworben, der sich oben in den schönen Gemächern des ersten Stockwerkes ausbreitete. Von den vielen Kindern und Kindeskindern blieb endlich nur mehr ein Knabe übrig, welcher Heinrich hieß und unter der Obhut der Großmutter aufwuchs.

Er liebte sein Haus leidenschaftlich und konnte sich nicht vorstellen, daß er sein Leben jemals anderswo zu verbringen imstande wäre. Als Kind machte er weite, aufregende und oft heimliche Reisen in ferne unbekannte Gegenden der Wohnung, worin er mit der Großmutter lebte. Dann entdeckte er die drei weitläufigen Stiegenhäuser, und manchmal stand er lange über ein Gitter gelehnt und starrte zu zwei Fenstern hinüber, welche ihn wie ein dunkles großaufgeschlagenes Augenpaar anschauten, drohend und auch verlockend. Bald wußte er wohl, daß eine vernachlässigte Kammer dahinterlag, und dann ging er auf langen Umwegen auch hinein, stellte sich an eines der Fenster und blickte zum Gitter hinüber, bis er glaubte, sich selber drüben zu sehen, vorgebeugt und mit den Füßen auf dem Geranke des Geländers stehend — so wie es die Großmutter nicht haben wollte. Später schloß er, eigentlich auch gegen den Willen der Großmutter, Freundschaft mit dem Sohn eines Schneiders, der oben unter dem Dache wohnte. Dadurch hatte er sich das ganze Haus zu eigen gemacht, die Prunkstuben unten und die helle ärmliche Werkstatt im letzten Stockwerk.

Diese treue Anhänglichkeit am Ererbten wurde ihm anfänglich günstig ausgelegt, aber nach und nach stellte es sich heraus, daß er weit mehr Anlage zu spielerischen Träumereien hatte als zur Arbeit eines tüchtigen Kaufmannes. Wenn Heinrich nicht die Hilfe des guten Felix,

des Schneidersohnes, gehabt hätte, würde er oft seine Schulaufgabe nicht gemacht haben. Seine Spiele aber waren so sonderbar, daß Felix sie oft nicht verstand und nur aus Gutmütigkeit ihnen folgte. In den Zimmern und auf den Gängen hingen viele Bilder seiner Vorfahren, die er oft und sehr aufmerksam betrachtete. Dann ließ er sich im Laden Reste von bunten Stoffen und Tüchern geben und suchte jene Gestalten nachzuahmen. Nun hätte ihn Felix bewundern sollen, wenn er als mittelalterlicher Bürgermeister auftrat, als Page, als venezianischer Kaufherr, als Prälat, als Kapuziner, ja manchmal als reichgeschmückte Bürgersfrau.

Ein Bild gefiel ihm vor allem: es stellte eine sehr schöne ausländische Frau dar, mit verführerischem Lächeln und dunklen Augen, und in seinen späteren Knabenjahren vertraute er einmal Felix an, daß er nur dann heiraten werde, wenn er eine Frau fände, die wie sein Bild aussah.

Eine böse Zeit kam für ihn, als er in die Schreibstube seines eigenen Geschäftes eintreten mußte. Die Großmutter und Felix hatten ihre liebe Not, seine Klagen mit anzuhören, und die alte Frau sah mit Kummer, wie sauer ihm die Arbeit wurde. Sie war nicht getröstet, wenn Heinrich meinte, daß sie reich genug wären, um nicht selbst im Laden arbeiten zu müssen. Dafür, pflegte er zu sagen, will ich das Haus einrichten, wie es einst die reichen Kaufherren in den süddeutschen Handelsstädten taten, mit Möbeln aus Florenz, Teppichen aus Konstantinopel und glitzernden Gläsern aus Böhmen und Venedig.

Die gute Großmutter starb, und Heinrich mußte sich unter einem Vormunde bescheiden, bis er großjährig wurde — aber dann gingen sonderbarerweise seine Knabenträume in Erfüllung.

Es fügte sich, daß er einem Mädchen begegnete, dessen Züge eine große Ähnlichkeit mit seinem Lieblingsbild aufwiesen. Nichts auf der Welt hätte ihn davon abbringen können, um dieses Mädchen zu werben, und es wurde ihm nicht schwer, sich lieben zu lassen. Er stattete den ersten und zweiten Stock seines Hauses mit verschwenderischer Pracht aus und hielt Hochzeit.

In dieser Zeit pflegte Heinrich zu prahlen, daß er das Glück erreicht habe, an das sich seine Vorfahren nie herangewagt, aber nach welchem

sie stets begehrtlich gespäht hatten. „Es sind ihre eigenen Wünsche, die mir in Erfüllung gehen,“ sagte er zu Felix, der noch immer sein treuer Freund war. „Sie wünschten sich, als reiche Leute zu leben und versagten es sich aus Geiz. Nun genieße ich den Reichtum, der ihnen unnütz war. Vielleicht,“ fügte er geheimnisvoll hinzu, „vielleicht hat einer meiner Ahnen das Mädchen auf dem alten Bilde begehrt und konnte es nicht erlangen. Aber nach hundert Jahren ist die Sehnsucht des Ahnherrn in Erfüllung gegangen — im späten Enkelkind.“

Felix antwortete nicht, aber er war im Herzen bekümmert, denn er verstand den Übermut des Freundes ebensowenig wie einst seine Kinderspiele und brachte beides in einen dunklen Zusammenhang, den er mit Worten nicht erklären konnte. Leider irrte er sich nicht. Denn Heinrichs Glück war nur ein Trugbild, aus den uralten Träumen geformt, die ihm gespenstisch sein Haus eingegeben hatte — und wie ein Traum, der in manchen Nächten einen merkwürdigen Schein annimmt und nur langsam nach dem Erwachen verblaßt — wie einem solchen Traume war es auch Heinrichs Glück bestimmt, zu zerrinnen.

Nach kaum einem Jahre starb seine Frau an einem totgeborenen Knaben. Der treue Felix eilte zu Hilfe, aber er mußte einsehen, daß da nicht viel zu trösten war. Denn der wahnwitzige Schmerz, dem sich Heinrich hingab, ließ keinen Zuspruch aufkommen und glich fast einer neuen Rolle, welche irgendein Unsichtbarer ihm einflüsterte, der um sein Leben spukte.

Heinrich hatte sich niemals ernstlich um seinen Beruf gekümmert, aber in diesen Jahren ihn vollkommen vernachlässigt. Das Geschäft verfiel, die Untergebenen betrogen ihn und bereicherten sich selbst. Eines Tages mußte er erfahren, daß er knapp vor dem Zusammenbruche stand und daß ihn nur eine große Anstrengung — vielleicht — noch retten könnte. Zum ersten Mal in seinem Leben verließ ihn der Gedanke an sein Haus, der Gedanke, sein geliebtes Haus zu retten, wirkliche Kraft. Er verkaufte seine prunkvolle Einrichtung und behielt sich nur einige Hinterzimmer im dritten Stock. Nun saß er in jener Kammer hinter den beiden Fenstern, welche in das Stiegenhaus hinausblickten, und ein erbitterter Kampf um das Haus begann. Tag für Tag verteidigte er es vor einer habgierigen und zielsicheren Schar von

Gläubigern, die immer näher rückte, wie eine siegreiche Übermacht.

Er lernte zwar die Arbeit kennen und den tiefen Schlaf in kurzen Nachtstunden, aber viel zu spät. Der erste wirkliche Schmerz, der einzige Schlag, der ihn bis ins Mark verwunden konnte, traf ihn. Er verlor sein Haus.

Als alles vorbei war, verließ er bei Nacht und Nebel die Heimat und blieb lange Jahre verschollen.

Eines Tages erhielt Felix, der unterdessen ein angesehenener Mann geworden war, einen Brief aus der neuen Welt. Es war Heinrich, der ihm schrieb, er sei nun alt geworden, aber er könne die Heimat, seine Stadt und sein Haus nicht vergessen, und er wolle zurückkehren. „Mein Herz wird nicht brechen,“ schrieb er, „den geliebten Dingen von einst entgegen zu treten. Ich habe so vieles, so vieles gesehen, und das Schicksal von mir einzelner erscheint mir nicht schwer und nicht bitter genug, um es so sehr wichtig zu nehmen.“

Er sei nicht reich geworden, aber er besäße doch genug für den Rest seines Lebens. Er hätte auch einen innigen, innigen Wunsch, den ihm Gott vielleicht erfüllen würde: sein Leben in dem Hause zu beschließen, das er auf so schlimme Weise geliebt habe. Und Felix solle doch das Mögliche tun, ihm dazu zu verhelfen.

Felix wurde beinahe jung vor Freude über diesen Brief, darüber, daß Heinrich noch am Leben sei und zurückkehren wolle. Am liebsten hätte er gleich das Haus unter den Lauben gekauft und dem Freunde geschenkt. Es war dem Besitzer nicht feil — doch fügte es sich, daß das oberste Stockwerk leer stand, die helle Schneiderwerkstätte, wo die beiden Knaben Freundschaft geschlossen hatten. In einer frohen Ahnung, daß es Heinrich recht sei, mietete er die Räume, richtete sie so traulich als möglich ein und sandte dem Langvermißten Botschaft auf Botschaft, daß alles für ihn bereit sei.

Die frohe Ahnung täuschte ihn nicht. Endlich, endlich hatte es ihm die Vorsehung in die Hand gelegt, dem Freund ein echtes Glück zu bereiten. Denn als Heinrich in die lichten Stuben dicht unter dem Dache seines Hauses eingezogen war und als er die Erschütterung der ersten, namenlosen Rührung überwunden hatte, füllte sich sein Herz mit einem tiefen, nie gekannten Frieden.

Die Liebe zu seinem Hause, der Inhalt seines Lebens, war wohl einst gespensterhaft vergiftet gewesen vom dunklen Unsegen, der über uralten Reichtümern spukt. Nun schien ihm, als sei diese Liebe rein und fromm geworden, da das Haus einem anderen gehörte und er der Ärmste seiner Bewohner war.

Wenn der Alte etwas mühsam seine vielen Treppen emporstieg, schaute er wohl wieder wie einst zu den beiden dunklen Fenstern hinüber,

aber ihm schien, als seien sie freundlicher geworden, zwei alte Augen, und hätten alles Grauen verloren. Und wenn er sich an der Sonne wärmte, welche durch die lustigen, weißgetünchten Bogen der Lichthaube in seine Stube schien, lächelte er ohne Bitterkeit beim Gedanken, daß im Grunde alle Mühsal seines Lebens darin bestanden habe, durch gewundene Gänge und seltsame Irrwege auf das Dach seines Hauses geklettert zu sein.

Nun sind die letzten Garben eingetan..

Nun sind die letzten Garben eingetan,
Die weiten Felder stehen wieder leer,
Mit sachten Schritten geht der Herbst einher..
Da hebt es neu im Tal zu blühen an,

Und abertausend blaue Kelche stehn
Wie zarte Elfen auf der Matten weichem Grunde:
Ein Gruß des Sommers noch in letzter Stunde,
Ein zages Hoffen noch im Untergehn!

Paul Müller.

Ein Stück Eigenland.

Von Georg Musmusen.

Peter Holtmann wohnte in Altona in einer Terrasse an der Trommelstraße, weit hinten zurück, hoch oben unter dem Dach. Wenn man durch den schmalen, niedrigen Zugang hindurch ist, der dicht neben Mutter Ohmkes Grünramfeller zu diesem Hof führt, dann recken sich links und rechts hohe graue Mauern mit kleinscheibigen Fenstern empor. Nur in der heißesten Zeit, wenn die Sonne am höchsten steht, blickt sie in diesen Schlot hinein und dann nur für kurze Stunden. Schmutzige Kinder spielen auf dem Hofe umher, ihr Lärm hallt wieder von den Wänden des engen Vierecks, in den Türöffnungen stehende schwatzende Weiber mit aufgefrempelten Armen und nachlässig in einen Knoten geschlungenen Haaren, oben unter den Fenstern entlang hängen träge in der schweren Luft einige Hemden von zweifelhafter Farbe, daneben Kleinkinderwäsche und allerlei Buntzeug; überall riecht es nach Armut und gebratenen Zwiebeln.

An einer der engen Türen saß viele Jahre lang ein großes Messingschild. Ursprünglich war es einmal blank gewesen, bald aber verkratzten und verschmierten es die Kinder, und es wurde voller Grünspan; mit Mühe nur konnte man den Namen entziffern: Peter Holtmann, Schlosser.

Dicht neben der Tür führt eine schmale, ausgetretene Treppe nach oben und verliert sich bald im Halbdunkel. Man muß schon das blank und glatt geschliffene Tau in die Hand nehmen, das

die Stelle eines Geländers vertritt, sonst findet man nicht hinauf. Je weiter man nach oben vordringt, desto düsterer wird es. Hinter der vierten Treppe dringt nur noch ein grauer Schimmer aus dem engen Treppenloch hinauf. Geht man einen Schritt weiter, so stößt man mit der Nase an die Wand, richtet man sich auf, so treibt man sich den Hut am Balken ein — wer hier nicht Bescheid weiß oder nicht über Streichhölzer verfügt, der kann lange suchen, ehe er einen Türdrücker findet.

Eine Küche und ein Zimmer, größer sind die Wohnungen nicht. Sie sind klein und niedrig, aber Luft und Licht ist doch hier oben und auch ein anderes Leben als unten auf dem Hof! — Aus den Fenstern kann man hinwegsehen über die Nachbardächer: überall kräuselt sich der blaue und graue Rauch aus den Schornsteinen, die Schwalben schießen dicht am Fenster entlang, die Tauben umkreisen mit raschen Flügelschlägen ihre Heimstätten, die Stare sitzen auf dem nahen Dachfirst, sie zwitschern und pfeifen voller Lust oder fahren mit heiserm Geschrei auf die Raute los, die nach dem Nistkasten am Giebel hinaufblinzelt. —

Stundenlang konnte am Sonntag Peter Holtmann an diesem Fenster sitzen und dem Treiben zuschauen. Und wenn vom St. Pauli-Kirchturm der volle feierliche Ton der Glocken herüberdrang zu ihm, dann vergaß er, daß er oben in einer kleinen, niedrigen und ärmlichen Stube saß, dann schweifte sein Blick durch die Lücke zwi-